

# Brief aus der Zelle

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **29 (1958)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Brief aus der Zelle

Mir ist, als schreibe ich an einen fremden Menschen. Vielleicht liestest Du gar nicht, was in meinen Briefen steht. So ist es, wenn ich in der Zelle mit mir selber spreche. Die Mauern antworten so wenig wie Du.

Aber ich will keine Vorwürfe erheben. Je länger ich hier bin, umso deutlicher sehe ich ein, wie verwerflich mein Verhalten war. Das ist wohl die Folge des vielen Alleinseins. Ich habe Zeit, über mich selber nachzudenken. Du darfst nicht glauben, ich hätte mich in diesen vielen Monaten an die Strafe und die Zelle und alles gewöhnt! Nein. Jeden Morgen erwache ich mit dem stets gleichen Erschrecken, hier zu sein, wie am ersten Tag. Es wundert mich, ob Lebenslängliche nach zwanzig Jahren nicht auch noch erschrecken!

Unterdessen war ich schon wiederholt auf der Direktion. Ach, das weisst Du ja noch gar nicht: Ich durfte schon ein paarmal in die Wohnung des Direktors gehen, um die Zimmer in Ordnung zu bringen. Die Frau Direktor war krank und ihre Hilfe gerade in den Ferien. Für mich war der Gang in den Südflügel ein grosses Erlebnis. Beim Anblick der Männer, die im breiten Korridor mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt sind, wurde ich unsicher. Mir schien, sie müssten mich alle kennen und wissen, warum ich in der gestreiften Schürze einhergehe. Ich war sehr froh, als mich die Aufseherin in der Wohnung des Direktors «abgab». Wie schön fand ich die Einrichtung! Monatslang waren die nüchterne Zelle und die schmucklosen Gänge und Säle alles, was ich sah. Hier gab es Teppiche, Blumen, Bilder! Ach, wie herrlich sind diese Dinge, wenn man sie lange entbehrt hat! Ich getraute mich kaum, zu gehen, und hatte Angst, in der Küche das schöne Geschirr abzuwaschen. Das heisse Wasser aus der Leitung schien mir ein Wunder zu sein.

Die Frau Direktor empfing mich freundlich. Sie lässt mich nicht fühlen, dass ich «so eine» bin. Vielleicht hat sie sich wirklich an uns gewöhnt. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass jemand so viel Vertrauen enttäuschen könnte. Denke Dir, sie lässt sogar Geld in der offenen Schublade liegen! Dabei muss sie doch wissen, was ich getan habe! Auch dürfen die Kinder mit mir reden. Irene, das Mädchen von zwölf Jahren, hat mir beim Abtrocknen geholfen. Heimlich steckte sie mir ein Stück Schokolade zu. Ich getraute mich nicht, es zu essen und legte es auf den Küchentisch. Aber die Frau gab es mir nachher wieder und nötigte mich, es zu essen. Seit ich von daheim fort bin, war es die erste Schokolade. Zu Weihnachten, sagt man, bekommen wir Süssigkeiten, die Angehörige oder gute Menschen in die Anstalt schicken.

Wie wird das sein, wenn ich wieder einmal in warmer Stube sitzen darf? Erst jetzt, seit ich in der schönen Wohnung war, sehe ich, wie arm meine Zelle ist. Es gibt darin keinen Stuhl, an dessen Lehne man den müden Rücken stützen könnte. Manchmal bricht er fast entzwei. Ich denke so oft an unsere — an Deine Stube daheim. Dann kommen mir die Tränen, und ich könnte verzweifeln.

Aber das muss ich Dir auch noch sagen: Seit einiger Zeit finde ich starken *Trost im Glauben*. Du weisst, wie wenig ich früher gebetet habe. Auch in der ersten

Zeit der Gefangenschaft wollte ich nichts von Gott wissen. Ich ging so weit, ihm zu zürnen, dass er mich hatte fallen lassen. Dann kam einmal ein Geistlicher zu mir, der es verstand, mich umzustimmen. Nicht mit den frommen Sprüchen, die so abgeleiert sind. Nein, ganz einfach und klar sprach er von Gott, von seiner Liebe und Barmherzigkeit, dass ich anfang zu glauben, er wolle mich wieder aufnehmen und nur verzeihen. Das schreibe ich nun so, als hätte es sich in einer Stunde abgespielt. In Wirklichkeit hat es Tage und Wochen gedauert, bis ich so weit war. Ich merkte, wie das Bild von Gott, das ich bisher in mir trug, ganz falsch war. Gewohnheit und Interesselosigkeit hatten seine Züge entstellt und darum konnte ich es auch nicht lieben. Nun baute mir der Pfarrer ein wahres, neues Bild auf ohne die kindlichen, süssen Vorstellungen, die noch hereinspielten. Ich war überrascht und erfreut. Hier war etwas, das mir helfen konnte. Von den Menschen hatte ich nichts zu erwarten — es war Gott, der mit seiner Grösse und Schönheit meine Seele füllen musste. Ist es falsch, zu denken, nirgends wie in den Gefängnissen seien die Menschen bereit, Gott zu finden? Ich meine, es sei so. Das Bewusstsein der Schuld, der Busse, machen die Seele offen für höhere Gedanken.

*Hier muss eines entweder ganz gut oder noch viel schlechter werden. Einen Mittelweg gibt es nicht.*

Manchmal denke ich nun, meine Schuld habe einen tiefen Sinn. Ohne sie wäre ich vielleicht gar nie so nahe zu Gott gekommen. Verzeih, ich weiss, Du hast es nicht gerne, wenn man von solchen Dingen spricht. Für Dich ist der Glaube jene ganz private Angelegenheit, die niemanden angeht. Ja, so dachte ich auch. Aber weil wir so wenig darüber reden, wissen wir am Ende kaum mehr, was uns geblieben ist. Wir sollten doch öfter an Gott denken, das will nicht heissen, dass wir mit den tiefsten Gefühlen zu Markte gehen.

Ich will Dir nicht predigen, wie hätte ich ein Recht dazu! Aber ich habe dieses erkannt: Wäre meine religiöse Einstellung anders, lebendiger gewesen, so hätte ich den Fehltritt gewiss nicht getan. Gott würde mich davor bewahrt haben.

Du denkst, wir hätten doch gebetet und den Gottesdienst besucht? Ja, gewiss. Nur hat der Glaube nicht unser Leben durchdrungen. *Wir waren Sonntagschristen*, nicht mehr. Ich vor allem. Und darum trage ich die grosse Schuld. Auch für Dich. Eine Frau müsste dafür sorgen, dass Gott immer Mittelpunkt der Familie ist. Wenn ich das nur früher bedacht und ausgeführt hätte!

Wenn Du nur nicht denkst, ich sei eine Schwärmerin geworden! Es ist nicht das — nur schaue ich jetzt vieles ganz anders an. Vielleicht ist mir noch einmal Gelegenheit geboten, Dir zu zeigen, wie ich es meine. Bis dahin bemühe ich mich, besser zu werden. Der Geistliche sagt, ich müsse das aus Liebe zu Gott tun. Ja — und aus Liebe zu Dir und den Kindern. Das wird Gott doch auch gefallen.

Aber werde ich je wieder bei Euch sein? Diese Frage quält mich ständig, auch nachts erwache ich oft und stell mir vor, Du weisest mir die Tür. Wohin soll ich

dann gehen? Hier sind Frauen, die nach der ersten Haft wieder kamen, weil sie ohne Halt waren und von neuem fehlten. Ich möchte nachher bei Dir sein und nichts denken, als wie ich Dir Deine Güte ver-

gelten könnte. Die Kinder — Du, ich möchte sie wieder einmal sehen, ich bin doch die Mutter! Darf ich hoffen?

Deine Barbara

## Wir sehen unseren Nächsten nicht mehr

*Eine zeitgemässe Betrachtung*

Es ist 17.20 Uhr. Die grosse Bewegung aus der Stadt heraus hat eingesetzt. Die Fabrik- und Bürohäuser, die morgens die vielen Menschen gleichsam eingesogen haben, geben sie wieder her. Ebbe und Flut im Strassenverkehr — wer kennt ihn nicht, diesen täglichen Wechsel, der sich in Eile und Gedränge vollzieht?

Die Strassenbahn ist überfüllt. Noch auf den Trittbrettern stehen junge Menschen. Endstation — und da bricht es aus den Ausgängen der Wagen wie eine Hetzjagd hervor. Drüben, jenseits des Platzes, stehen die Autobusse, die weiter in die einzelnen Vor- und Randstadtsiedlungen fahren. Sie gehen nur alle fünfzehn Minuten in dieser Hauptverkehrszeit. Also muss jedermann sehen, dass er mitkommt. Fünfzehn Minuten früher oder später daheim, bei der Gartenarbeit, beim Zeitunglesen, beim Abendessen... das ist schon etwas.

Auch der alte Mann, der extra hinten im ersten Strassenbahnwagen stehengeblieben war, um rasch zum Autobus zu kommen, rennt, so gut er kann, in dieser Hetzjagd mit. Er keucht — dann stürzt er über eine Unebenheit. Lang schlägt er hin, und — einige Dutzend von hetzenden, jagenden Menschen stolpern buchstäblich über ihn hinweg, dicht an ihm vorbei. Dann sitzen und stehen sie in den hintereinander parkenden Autobussen und sehen zurück. Erschreckend leer ist der Platz, auf dem sich ein alter Mann mühsam wieder aufzurichten versucht. Abfahrt — es ist geschafft; fünfzehn Minuten früher oder später daheim — er wird sich schon nichts gebrochen haben. Andere haben vielleicht auch mehr Zeit.

Eine wahre Geschichte, geschehen in einer grossen Schweizer Stadt. Und was das Interessante dabei ist — im Autobus begann plötzlich einer, als man schon in voller Fahrt war, von dem alten Mann zu sprechen. Alle hatten ihn zurückblickend auf dem Platz bemerkt, wie er mutterseelenallein war. Aber jetzt sagten auch alle, sie hätten ihn beim Rennen gar nicht stürzen oder liegen sehen, auch jene nicht, die fast über ihn hinweggesprungen waren. Sie sahen alle nur ihr Ziel, die Tür des Autobusses und die Uhr, und sie dachten an die fünfzehn Minuten früher oder später daheim... Damit stehen wir an einem entscheidenden Punkt unseres sozialen Lebens von heute. Jeder hat *nur sein eigenes Ziel* im Auge. Sicher, die meisten wollen dabei anderen gar nicht unbedingt schaden, sie zur Seite stossen; aber sie sehen sie gar nicht, weil es eilt, weil bis dann und dann das nächste Ziel erreicht sein muss, weil dahinter schon das übernächste Wunschbild erhöhten Standards, verfeinerter Technik aufgetaucht ist.

Eine Schulärztin klagt, dass viele Eltern die Fussbeschwerden ihrer Kinder nicht wahrhaben wollen, jetzt, wo die Italienreise schon gebucht ist und alles dafür

sparen muss — jawohl, auch wohlhabende Eltern. Sie haben jetzt keine Zeit, sich um so etwas zu kümmern oder kein Geld für Schuhe und Einlagen. Später, man möge sie nochmals daran erinnern. Mit den Zahngeschichten der Kinder sei es ähnlich, vor allem in der Zeit vor dem Urlaub, vor Festen, während der Fasnacht, meinte die Aerztin. Die Eltern sehen es nicht. Sie wollen oder können nicht...

Das Wort Rücksichtslosigkeit im Verkehr ist leicht ausgesprochen. Es trifft nur nicht so ganz ins Schwarze. Der Philosoph Karl Jaspers hat dazu gesagt: «Die Kommunikation unter den Menschen ist zerbrochen». Wir alle — auch du und ich — sind menschenblind geworden. Natürlich helfen wir gelegentlich dem Nachbarn, wenn er darum bittet. Dem Ruf, im Betriebsrat mitzuwirken, entziehen wir uns vielleicht nicht einmal. Wir spenden auch bei Sammlungen — für jene armen Leute, die wir uns irgendwo vage vorstellen, nur nicht in unserer Nähe. Nein, wir sind nicht ganz gefühllos geworden für Probleme und Not der Menschen, soweit wir darauf angesprochen oder auf sie aufmerksam werden.

Und auch dies geschah vor einiger Zeit: Hilflos stand ein Mann von morgens acht Uhr bis nachmittags vier Uhr an einen Zaun gelehnt dicht an einer belebten Dorfstrasse. Ihn hatte der Schlag getroffen. Er war völlig gelähmt und stumm geworden. Kein Vorübergehender kam auf den Gedanken, den Hilflosen etwa anzusprechen, ob ihm etwas fehle. Einige sollen ihn sogar gegrüsst haben, aber sie hörten gar nicht hin, dass er nicht antwortete. Keiner sah sein verzerrtes Gesicht.

Um aber jenem Dorf nicht Unrecht zu tun: Vielleicht erinnern Sie sich, von dem syrischen Studenten Omar Farouk Azrak gehört zu haben. Er kam nach Zürich und konnte kein Wort Deutsch. Am Bahnhof wird er abgeholt und in sein Domizil gebracht. Als er kurz danach das Haus verlässt, um etwas zu besorgen, verläuft er sich in der fremden Stadt. Er irrt zwölf Stunden oder mehr durch Strassen und vorbei an Menschen. Ungezählte Passanten spricht er an. Richtig, sie haben ihn nicht verstanden. Aber sehen sie denn nicht, dass hier mehr not tut als ein Achselzucken, ein mürrisches Knurren? Auch angesprochene Polizisten sollen weitergegangen sein. Schliesslich telegraphiert der Verzweifelte nach Aleppo und bekommt von dort seine Zürcher Adresse.

Da werden Kinder täglich von entarteten Müttern oder Vätern misshandelt. Kein Mensch im selben Haus fühlt sich bewogen, etwas dagegen zu unternehmen. Wir lesen nur schauernd die Berichte über die Prozesse, wenn es zu spät ist. Einzelfälle? Sicher, aber diese krassen Bilder, wo andere gefehlt, nichts gesehen und gehört haben von Not und Hilflosigkeit ihrer Nächsten, sie sind uns zugewandt.